



Bild: Heinz Schmidt (Quelle: DWI)

Heinz Schmidt

Geboren 1943

*Professor für Praktische Theologie und Diakoniewissenschaft in Heidelberg von 1994-2009;
Prediger im Universitätsgottesdienst*

Heinz Schmidt: Narrativ predigen

Johannes Eurich

Außergewöhnlich – das trifft für die Predigt am Pfingstsonntag, den 19. Mai 2002, sicherlich zu. Denn wer hat schon einmal ein Zwiegespräch eines Engels als Predigt gehört? Himmlische Welten sind uns Menschen gemeinhin verschlossen und auch Prediger können sich über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis nicht hinwegsetzen. Das gilt selbst für Universitätsprediger, seien sie auch noch so sehr vom pfingstlichen Geist erfüllt. Heinz Schmidt entführt uns dennoch in himmlische Sphären und lässt uns in seinen Worten Einblick nehmen in die Gedankenwelt eines himmlischen Boten, des Erzengels Gabriel. Davon gleich noch mehr. Zuerst sei der Prediger selbst vorgestellt, dann kann man die Predigt von jenem Pfingstsonntag 2002 besser nachvollziehen.

Heinz Schmidt ist ein erfahrener Praktischer Theologe und Religionspädagoge. Offenheit für Neues, kreatives Geschick, didaktische Inspirationen sind nur drei Aspekte seiner facettenreichen Persönlichkeit, die sich auch in seinen Predigten widerspiegeln. Seine Laufbahn ist durch die Praktische Theologie geprägt. Kaum fertig mit dem Studium der Evangelischen Theologie hat er bereits angefangen, neue curriculare Arbeitsweisen für den Religionsunterricht zu erproben. Das war 1971 im Setting der damals neu eingeführten Gesamtschulen, die eben auch neue Unterrichtsmethoden benötigten. Als Religionspädagoge brachte er nicht nur die Offenheit und Bereitschaft mit, Neues auszuprobieren, sondern auch den Mut, sich der Kritik

darin zu stellen. Ihm ging es um Lernfortschritte, um die Vermittlung des Religiösen in einer religiös unkundiger werdenden Gesellschaft. Dies zeigte sich in den ersten Veröffentlichungen des angehenden Religionslehrers, die zugleich sein wissenschaftliches Interesse nachhaltig unter Beweis stellten. Dies zieht sich durch sein gesamtes Arbeiten und Predigen durch bis heute. Schon die ersten Aufsätze mit Titeln wie zum Beispiel „... Wie es zugeht, wenn Gott im Spiele ist...“ oder „Revolution mit Jesus – zur Kritik eines Unterrichtsmodells“ sind geprägt von der Auseinandersetzung mit Konzeptionen, die biblisches Denken und heutige Weltansichten mit einander in Beziehung setzen möchten.

Auch seine Dissertation, die 1977 unter dem Titel „Religionspädagogische Rekonstruktionen. Wie Jugendliche glauben können“ veröffentlicht wurde, zeugt davon. Sie ist zugleich Türöffner in die akademische Laufbahn, die über die Dozentur am Pädagogisch-Theologischen Zentrum in Stuttgart (1976-1979) zur Professur für Evangelische Theologie an der Universität Frankfurt am Main führte. Dort wurde er 1981 mit dem grundlegenden Buch „Religionsdidaktik. Ziele, Inhalte und Methoden religiöser Erziehung in Schule und Unterricht“ habilitiert. 1988 verließ Heinz Schmidt Frankfurt, einem Ruf auf die Professur für Praktische Theologie/Religionspädagogik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster folgend. Kursbücher für den Religionsunterricht

sowie die Auseinandersetzung mit Lehrplänen, Bildungszielen oder überhaupt das Gespräch zwischen Theologie und Erziehungswissenschaft bildeten Schwerpunkte seiner Forschungstätigkeit. Und immer wieder das Interesse an der Vermittlung des Glaubens in der heutigen Welt: Als Beispiel für viele kann hier der Aufsatz „Vertrauen und Verlernen. Glaubensdidaktik angesichts der Krise der Moderne“, der 1990 in der Zeitschrift für Evangelische Theologie veröffentlicht wurde, gelten. Weitere Monographien (z.B. 1991 Leitfaden Religionspädagogik), Herausgeberschaften von Sammelbänden wie Fachzeitschriften zeugen von einem weitgespannten Horizont theologischen Denkens. Immer stärker tauchen nun auch ethische Themen oder die Didaktik des Ethik-Unterrichts bis hin zu einer Ethik der Fernsehkultur auf, die Schmidt 1996, inzwischen an die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg gewechselt, reflektierte.

Das Interesse an ethischen Fragestellungen und ihrer Didaktik mag eine der Brücken zu einer nochmaligen Erweiterung akademischer Aufgaben und Forschungsfelder gewesen sein, die Heinz Schmidt mit der Berufung zum Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg 2001 übernommen hatte. In den nachfolgenden Jahren dominieren mehr und mehr die diakoniewissenschaftlichen Themen seine Forschungstätigkeit. Es sind Themen wie „Gerechtigkeit und Liebe im Dienst der Versöhnung“ (2003), „Diakonische Sozialtheologie“ (2004) oder „Ganzheitliche Sorge und gesellschaftliche Solidarität...“ (2004), die ihre biblischen Begründungsfiguren bereits in alttestamentlicher Zeit erhalten haben. Aber auch das Interesse an Lernprozessen bleibt erhalten, wendet sich aber nun sozialen Themen zu: „Für's Leben lernen. Diakonisch-soziale Lernprozesse und die Frage nach einem diakonischen Bildungsbegriff“ (2003) führten zu einer Vielzahl von Veröffentlichungen, welche diakonisches Lernen überhaupt erst grundlegend erschlossen und für eine „Kultur des Helfens“ (2006) fruchtbar gemacht haben.

Die nachfolgend dargestellte Predigt fällt in die Zeit, als Heinz Schmidt noch relativ neu das Diakoniewissenschaftliche Institut übernommen hatte.



Heinz Schmidt (Quelle: DWI)

Auf den ersten Blick scheint es hier keinen direkten Zusammenhang zu geben, denn das Predigtthema hat keinen spezifisch diakoniewissenschaftlichen Bezug. Interessant ist der Prolog zur Predigt. Dieser fungiert als Hör- bzw. Lesehilfe und führt den Predigthörer mitten hinein in das Dilemma, das das Glaubensbekenntnis für heutige Menschen mit der Aussage „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ bereithält. Für moderne Menschen ist diese Aussage nicht nachvollziehbar. Sie entzieht sich menschlicher Logik. Genau dies schickt Heinz Schmidt seinen Hörern voraus: Sie müssen ihre unter normalen Umständen geltende Rationalität bereit sein zu erweitern, sonst werden sie keinen Zugang zur himmlischen Welt finden. Und nebenbei entwirft er in wenigen Sätzen ein Zuordnungsmodell von himmlischer und irdischer Rationalität, welche eben miteinander verbunden werden müssen, was in besonderem Maße für die Engel zutrifft, welche sich als Boten Gottes zwischen Himmel und Erde bewegen.

Diese Bewegung kann freilich nur in menschlichen Worten nacherzählt werden. Dazu verwickelt der Prediger seine Zuhörer in ein Selbstgespräch des Engels Gabriel. Er lässt sie teilhaben an himmlischen Gesprächen, welche durch die menschlichen Züge, die Heinz Schmidt den Gedanken des Erzengels verleiht, umso ansprechender werden. Unwillkürlich muss man schmunzeln, wie menschlich sich der Engel zeigt und auch wie menschlich die Dialoge der himmlischen Theologen ausfallen. Diese Art der Darstellung lädt ein zum Abbau von Vorbehalten, die mancher gegenüber Engeln („reine Phantasiewesen“) haben mag – denn das weiß man längst: Menschen, die lachen, können nicht gleichzeitig die Fäuste gegen etwas erheben. Menschlich gezeichnete, aber nicht überzeichnete Engel – so bleibt der Unterschied zum Irdischen gewahrt, weil man weiß, dass es lediglich eine Nacherzählung ist, die etwas sehr viel schwieriger zu Verstehendes thematisiert. Und zugleich kommt darin auch ein gutes Stück Theologie zum Vorschein: Vorstellungen, die die Allmacht Gottes so überhöhen, dass alles letztlich von ihm dominiert wird, wird durch die Unsicherheit des Engels der Boden entzogen. Die Zweifel, ob Maria die Botschaft auch annehmen wird, machen deutlich, dass der göttliche Heilsplan an die Zustimmung eines Teenagers gebunden ist, die zudem noch unverheiratet schwanger werden soll. Eine Zumutung in

vielerlei Hinsicht. Kein Wunder, dass dem Engel Zweifel kommen, ob Gottes Absicht erfüllt werden wird. Zwischendurch werden auch andere theologische Positionen en passant abgehandelt, etwa dass Adam verführt wurde und nicht Eva. Und auch die Jungfrauengeburt wird gedeutet, freilich aus bzw. als Glaubensperspektive: denn es kommt nicht darauf an, ob sie biologisch nachvollziehbar ist, sondern dass Gottes Geist sich mit unscheinbaren Menschen wie einer Magd verbindet, dass seine Kraft aus der Schwäche wächst, dass Weisheit aus der Unwissenheit kommt. Es ist die Umkehrung der Maßstäbe dieser Welt, die sich hier andeutet und sich später in der Botschaft des Gottessohnes, wie in den Evangelien berichtet wird, ausbreiten wird. Und zum Schluss gibt es tatsächlich noch eine dia-konische Pointe: Maria wird als erste Diakonin von der Kirche geehrt, weil sie in ihrem Leben die Gnade Gottes für alle Menschen sichtbar werden lässt. Eine Pointe, die dem Engel Gabriel zugeschrieben wird, der sie einmal einem Theologen ins Ohr flüstern möchte, damit sie später in Pfingstpredigten verwandt werden könne. Ein wunderbarer Schluss mit feiner Selbstironie gezeichnet. Wenn so himmlische Boten sind, wird man auf Erden gerne auf sie hören. Und wer noch immer nicht an Engel glauben mag, kann sich nun an einer kunstvollen Predigt über Gabriel, den Erzengel, und seine Begegnung mit Maria erfreuen...

PREDIGTBEISPIEL

Predigt über Lk 1,26-38 zum Pfingstsonntag am 19. Mai 2002

Liebe Gemeinde,

Das Kapitel der Peterskirche hat beschlossen, in diesem Sommersemester solle das apostolische Glaubensbekenntnis in den Predigten ausgelegt werden. Heute geht es um den Satz „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“. Sicher sind manche von Ihnen neugierig, wie ein Protestant heute den schweren Brocken Jungfrauengeburt bewältigen wird. Ich kann Ihnen

nur sagen, er ist rational nicht zu bewältigen. Denn das Glaubensbekenntnis bezieht sich hier auf eine Geschichte vom Herabkommen des Himmels auf die Erde. Das setzt zwar menschliche Rationalität nicht außer Kraft, aber es kommt zu einer Verbindung von zwei Rationalitäten unterschiedlicher Komplexität, wie bei allen, die sich zwischen Himmel und Erde bewegen. Dabei kann die begrenztere Komplexität die umfassendere nicht in sich aufnehmen, sondern muss sich Veränderungen und

Erweiterungen gefallen lassen. Es kann daher nur meine Aufgabe sein, der Geschichte vom Herabkommen des Himmels zu Ihnen nicht im Weg zu stehen, sondern selbst ihr erzählendes Instrument zu werden. Das will ich versuchen und lese Ihnen daher zuerst die Geschichte vor, bevor ich sie erneut erzähle.

Lk 1, 26-38:

Und im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Mann mit Namen Josef vom Hause David; und die Jungfrau hieß Maria.

Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Sei gegrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir!

Sie aber erschrak über die Rede und dachte: Welch ein Gruß ist das?

Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben. Der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben.

Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß?

Der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt werden. Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn, in ihrem Alter, und ist jetzt im sechsten Monat, von der man sagt, dass sie unfruchtbar sei. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.

Als der Erzengel Gabriel vom Himmel herab zu Maria schwebte – er hatte sich nicht beamen lassen,

um noch etwas Zeit zum Nachdenken zu haben – war er ziemlich verunsichert. Gerade hatte er sich anhören müssen, er solle es dieses Mal etwas freundlicher angehen als vor sechs Monaten bei dem Priester Zacharias, als er sich einfach am Altar aufgepflanzt und damit dem alten Mann einen gehörigen Schrecken eingejagt hatte. Und obwohl er dann so viele verheißungsvolle Dinge über das zu erwartende Kind, den Johannes, gesagt hatte, war der alte Herr so widerspenstig geblieben, dass er, Gabriel, sich dazu hatte hinreißen lassen, ihm ein Schweigen aufzuerlegen, das immer noch andauerte. Nein, das war nicht gut gelaufen. Dieses Mal musste er behutsamer vorgehen.

Mit seiner Botschaft war er hoch zufrieden, ja geradezu stolz darauf, dass er die Ankunft des Messias ankündigen durfte. Der verwaiste Thron Davids sollte endlich wieder besetzt werden, und zwar nicht mit einem machtbesessenen Herrscher, sondern mit einem, durch den Gott selbst sein Volk und alle Völker zum Heil führen wollte, mit seinem eigenen Sohn, der Verkörperung der Zuwendung und Hilfe Gottes, der deshalb auch Jesus heißen sollte, d.h.: Jahwe hilft. Mit Liebe und ohne Gewalt werde dieser die Herzen der Menschen gewinnen, ihnen die Augen öffnen für das Reich Gottes, sie aus ihrer Selbstsucht befreien und ihnen die Furcht vor Tod und Gericht nehmen.

Seiner Botschaft war sich Gabriel sicher, doch konnte er mit dem Einverständnis der vorgesehenen Mutter rechnen? Das Verhalten von Menschen ist für Engel nicht vorhersehbar, schon gar nicht das von Frauen. Er beruhigte sich mit dem, was er von dem Mädchen wusste. Sie kannte die heiligen Schriften und vertraute ihnen. Zu Hause und in der Synagoge hatte sie die Geschichten von der Schöpfung, von Abraham, von Mose und den Propheten gehört. Sie hatte mit ihnen lesen gelernt, viel darüber nachgedacht und die Psalmen gesungen und gebetet. Vieles konnte sie auswendig, wie im Übrigen viele Mädchen und Jungen in Israel.

Mit Verständnis konnte er also rechnen, aber ob er ihre Zustimmung erreichen konnte? Ein mulmiges Gefühl hatte Gabriel wegen des Verfahrens, mit

dem Gott sein Vorhaben ins Werk zu setzen gedachte. Das Mädchen Maria war verlobt, noch unberührt. Und obwohl Engel sich nicht so recht in die Probleme von Geschlechterbeziehungen eindenken können, schwanten ihm Komplikationen. Er hatte dies zur Sprache gebracht und war zunächst mit der Auskunft abgewimmelt worden, gegebenenfalls müsse er eben auch noch ihren Verlobten, den Josef, besuchen und ihm den Sachverhalt erklären. Der sei ein frommer Mann und werde sich Gott nicht in den Weg stellen. Außerdem sei es auch für spätere Generationen von Vorteil, wenn dem Vorgehen Gottes ein Hauch von Illegitimität anhafte. Alternative und Moralisten könnten dadurch gewonnen und zu traditionskritisch-innovativen Theologien angeregt werden, während Tugendwächter die Jungfrau Maria in den Himmel heben würden, so dass sie über jeden Verdacht erhaben sei.

Aber damit hatte er, Gabriel, sich nicht zufrieden gegeben, sondern theologische und humanwissenschaftliche Argumente vorgetragen. Bei Abraham und Sara, bei Samuel und Hanna, bei Zacharias und Elisabeth sei die Unfruchtbarkeit so offenkundig gewesen, dass die Alleinwirksamkeit Gottes in keiner Weise hätte bezweifelt werden können. Wenn man jetzt aber qua Jungfrauengeburt den Mann eliminiere, werde man den unter den Menschen immer noch verbreiteten Irrtum bestätigen, der Mann sei allein der Erzeuger des neuen Lebens und die Frau nur sein Gefäß, wohingegen doch jedenfalls himmelweit bekannt sei, dass die ganze Aktivität bei der Frau liege, während der Mann nur einige Bausteine beitrage. Außerdem hatte er sich nicht die Bemerkung verkneifen, dass für das Erlösungswerk eigentlich eine Tochter Gottes die bessere Wahl wäre als ein Sohn, weil Frauen mehr von Liebe und Barmherzigkeit verstünden.

Da haben ihn die himmlischen Theologen aber abblitzen lassen. Durch Adam sei die Sünde in die Welt gekommen, denn nur ihm sei geboten gewesen, nicht vom Baum der Erkenntnis zu essen (Gen. 2, 16f), nicht der Eva. Die habe die Frucht nur angereicht. Deshalb müsse ein Sohn die Erlöserrolle übernehmen. Auch sei es unerheblich, ob Frau oder

Mann mehr zur Geburt neuen Lebens beitragen würden. Letztlich sei bei jeder Neugeburt Gott selbst als Heiliger Geist ursächlich. Ohne diesen gäbe es weder Eisprung noch Befruchtung und alles Folgende. Das gälte für Abraham und Sara ebenso wie für jeden Otto und jede Mathilde. Egal ob intra- oder extrakorporal, Leben sei Gottes-Geschenk und damit basta.

Was den Casus Jungfrauengeburt betreffe, sei man exegetisch gebunden. Gott könnte selbstverständlich auch alles anders machen. Nachdem aber der Prophet Jesaja angekündigt hatte, dass eine junge Frau schwanger und einen Sohn Immanuel gebären werde (Jes. 7,4) und dieser dann den Thron Davids in alle Ewigkeit erhalten solle (9,5f) und die Septuaginta-Übersetzung mit weltweiter Verbreitung diese junge Frau auch noch zur Jungfrau gemacht hatte, bliebe kaum eine andere Wahl. Man wolle den wichtigsten Propheten nicht diskreditieren. Außerdem habe der international renommierte Philosoph Philo von Alexandria die Jungfrauengeburt schon für minder bedeutende Heilsgestalten reklamiert. Da könne man sich beim Erlöser der Menschheit nicht mit weniger zufrieden geben. Er, Gabriel, solle daher jetzt seinen Auftrag umgehend ausführen.

So musste er nun an Maria denken. Wie konnte er ihr das, was mit ihr geschehen sollte, begreiflich machen? Er wusste, dass sie sich als fromme Frau den Plänen Gottes nicht entgegen stellen würde. Sie wird aber annehmen, dass Gott seine Pläne, wie auch früher schon, im Rahmen natürlicher Zeugung, durch die Vereinigung eines Paares verwirklichen würde und daher etwa so fragen: „Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Manne weiß?“ Er wird ihr freundlich und schonend erklären, wie es zugehen solle und dass Gott ihr beistehen werde. Er wird vom Heiligen Geist sprechen, von seiner Kraft und Lebensfülle, die sie aufblühen lasse und innerlich stark mache. Der kühlende Schatten fällt ihm noch ein, der in der Hitze des Orients als ganz besondere Wohltat gilt. Dann wird er noch einmal auf das große Werk hinweisen, dessen Instrument sie sein darf: Das Heilige selbst, den Sohn Gottes zur Welt zu bringen. Wie er das alles denkt, wird er selbst ein bisschen neidisch auf

Maria, nicht mehr als es einem Engel ansteht, aber doch etwas neidisch, weil er als Engel, auch ein Instrument Gottes, für diese Aufgabe eben nicht in Frage kommt.

Wie würde sie reagieren? Was wäre, wenn sie nein sagte? Sicher nicht aus Hochmut, aber vielleicht aus Angst oder weil sie es einfach nicht glauben konnte. Gabriel dachte an seinen Besuch beim alternden Paar Abraham und Sara. Die Frau hatte schlicht gelacht und behauptet, sie werde als alte Frau kein Kind mehr gebären, so dass er etwas grob zurückfragen musste, ob sie etwa meine, dass bei Jahwe etwas unmöglich sei (Gen. 18,14). Damals hatte Gott sich um Saras Widerspruch einfach nicht gekümmert. Maria daran zu erinnern, erschien ihm etwas rüde. Er hatte auch das Gefühl, dass Gott bei seinem eigenen Sohn nicht ohne die Zustimmung der zukünftigen Mutter handeln wolle. Er würde besser ihre Verwandte, Elisabeth, erwähnen, die froh und stolz ihren dicken Bauch überall herumzeigte und lachend allen Zweiflern entgegen hielt: Man solle nur kräftig beten, denn bei Gott sei kein Ding unmöglich. Ja, Elisabeth ist sicher das bessere Beispiel. Außerdem verstanden sich die beiden Frauen gut.

Mit diesen Gedanken war Gabriel am Berg Tabor vorbei gegliitten. Vor ihm die fruchtbare Jesseebene, näherte er sich dem nichts sagenden Städtchen Nazareth, in dem der Sohn Gottes nun aufwachsen sollte, wenn, ja wenn Maria ja sagte. Immer noch nagte die Ungewissheit an ihm. Gleich würde über die Zukunft des Menschengeschlechts entschieden. Nicht auszudenken, wenn es an seinem Auftreten scheitern sollte. Der erste Eindruck ist die halbe Miete, hatte er neulich im Heaven's Daily gelesen. Viele Menschen würden sich auf den ersten Blick verlieben. Das war's. Die Anrede musste ins Herz treffen, musste die ganze Liebe und Zärtlichkeit Gottes, sein Engagement für sein Volk und seine Treue in sich tragen. Wie Musik sollte sie in ihren Ohren klingen, so dass sie die Gnade Gottes in sich hören und fühlen würde. So wird er sie ansprechen: Sei begrüßt, du Begnadete, Ave Maria, gratia plena, und hinzufügen, Jahwe ist mit dir, wie er mit Mose, mit Jeremia und vielen

anderen aus der Geschichte deines Volkes war. Die vielfach erwiesene Gnade und Treue Gottes wird Maria überwältigen und ihr das Gefühl vermitteln, der Dreh- und Angelpunkt der ganzen Heilsgeschichte zu sein. Sie wird vielleicht auch erschrecken, aber schließlich nicht anders können als Ja zu sagen.

Es war dann alles ganz einfach gewesen. Sie sei die Magd des Herrn, hatte Maria nur gesagt, und es solle ihr das geschehen, was er, Gabriel, angekündigt hatte. Schon wächst in ihrem Leib der Sohn Gottes heran gegen die Biologie und trotz des Unglaubens aller aufklärten Schriftgelehrten, Theologen und Historiker. Einfach Magd sein und Ja sagen. Seine, Gabriels, gewinnende Rede hätte das wohl nicht alleine geschafft. Der Heilige Geist, dessen Ausgießung man eines Tages feiern wird, hat nicht nur eine Jungfrau gegen alle Gesetze der Welt schwanger werden lassen. Er hat diese junge Frau auch in die Lage versetzt, eigene Lebensträume ihrer Berufung zur Helferin Gottes unterzuordnen. Denn der Heilige Geist, so resümierte Gabriel auf dem Rückflug, „lehrt durch die Kraft, die aus der Schwäche wächst, durch die Weisheit, die aus der Unwissenheit aufbricht, durch das neue Leben, das aus einer Jungfrau geboren wird und durch die dienende Kirche“ (Zitiert aus Mesters, Carlos: Maria, Mutter Jesu, Neukirchen-Vluyn/Düsseldorf 1985, S. 48. Mesters fährt fort, „...die aus dem demütigen Volk entsteht.“ Das ist insofern missverständlich, als die Kirche selbst ein Werk des Heiligen Geistes ist und nicht des Volkes. Möglicherweise meint Mesters, dass das demütige Volk auch ein Werk des Heiligen Geistes ist, das als Volk Gottes die Kirche bildet), die in Maria die erste Diakonin ehrt, welche ihrem Leben und Handeln die Richtung weist: die Gnade Gottes für alle Menschen sichtbar werden zu lassen. Er werde dieses schöne Resümee irgendwann einem klugen Theologen ins Ohr flüstern, dachte sich Gabriel, damit man es lesen und in Pfingstpredigten darauf zurückgreifen könne. Und dann begann er, in den Himmel hineinschwebend, ein Ave Maria zu singen, in das die himmlischen Heerscharen einstimmten, so dass die Klänge das ganze Universum erfüllten.

„Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir.
Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen und
gesegnet ist die Frucht deines Leibes“
Amen.

Es folgt das Ave Maria von Franz Schubert

LITERATURHINWEISE

SCHMIDT, Heinz u.a. (Hg.): Unterwegs zu einer Kultur des Helfens.
Handbuch des diakonisch-sozialen Lernens. Stuttgart 2006.

SCHMIDT, Heinz u.a. (Hg.): Diakonik. Grundlagen - Konzeptionen -
Diskurse. Göttingen 2016.

EURICH, Johannes/ Oelschlägel, Christian (Hg.): Diakonie und Bil-
dung. Heinz Schmidt zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2008.